

LISA AHLAND

Das Geheimnis der Weihnachtskiste



GOLDMANN

Lisa Ahland

Das Geheimnis
der Weihnachtskiste

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2025
Copyright © der Originalausgabe 2024
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © FinePic®, München

Redaktion: Lisa Wolf

LK · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: Nørhaven A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN: 978-3-442-49680-8

www.goldmann-verlag.de

Für meine Mutter

Es liegt nicht so viel daran, wie wir es um uns haben,
sondern wie wir es in uns haben, darauf kommt es an.

Hans-Christian Andersen

 1. 

»Fang mich doch!«

Feline rannte durch den Flur unserer Altbauwohnung, ihren Zwillingbruder Lennard dicht auf den Fersen. Schon waren sie in der Küche angelangt, Feline drehte sich um, taxierte Lenny frech, um im nächsten Moment mit einem Ausfallschritt ihre Richtung zu ändern und um die Kücheninsel zu sprinten.

»Das Blech!«, rief ich erschrocken. »Feline! Pass auf.«

Nur haarscharf wich sie dem Backblech mit Kokosmakronen aus, das ich gerade aus dem Ofen geholt hatte. Sie bremste ihr Tempo, taumelte, und ich fing sie auf, die Hände noch in den Ofenhandschuhen.

»Hey, ihr sollt doch nicht in der Wohnung rennen«, schimpfte ich.

»Sorry, Mama«, sagte Feline kleinlaut und wand sich aus der Ofenhandschuh-Umarmung. »Die sehen aber lecker aus.« Sie reckte sich den frischen Kokosmakronen entgegen. »Dürfen wir welche ...?«

»Erst die Hausaufgaben«, entschied ich. »In einer Stunde müssen wir los zum Training. Line, du musst die Vokabeln von gestern wiederholen. Und Lenny, denk an den neuen Ordner für Informatik.«

»Ja-ha«, murrte er und rollte genervt mit den Augen, wie nur Vorpupertierende es können.

»Beim nächsten Mal krieg ich dich«, raunte er in Felines Richtung, als die beiden zurück in ihre Zimmer trotteten. »Und wenn Mama uns zum Training fährt, sitze ich vorne, klaro?«

»Das werden wir ja sehen«, erwiderte Feline bedeutungsvoll, bevor sie ihre Zimmertür mit einem galanten Lächeln in Lennys Richtung hinter sich zuzog.

Diese beiden!, dachte ich und musste schmunzeln. Manchmal waren sie wie Hund und Katz. So war das schon immer gewesen. Doch wenn es darauf ankam, hielten sie zusammen.

Ich legte die Ofenhandschuhe beiseite und zog die Schürze aus, dann begutachtete ich mein Werk: Feline hatte recht, die Kokosmakronen sahen wirklich hervorragend aus.

An den Rändern waren sie goldbraun, ansonsten schön hell geblieben. Jetzt kam es auf die Konsistenz an. Im letzten Jahr hatte ich sie zu früh aus dem Ofen geholt, und die Makronen waren zu weich geworden. Und im Jahr davor war die Kokosmasse bröselig geblieben. Doch als ich jetzt mit dem Zeigefinger vorsichtig gegen eine Kokosmakrone drückte, hielt die zarte Kruste.

Ich warf einen Blick den Flur entlang, um sicher zu sein, dass auch Lenny in seinem Zimmer verschwunden war. Dann nahm ich vorsichtig eine der warmen Makronen vom Blech und biss ein kleines Stück ab.

Gut gemacht, Henrike, sagte ich mir selbst und seufzte genüsslich. Die feinen Kokosraspeln schmolzen förmlich auf der Zunge, während die Oblate schön knackig blieb. Schnell notierte ich die Backzeit und die exakte Menge an Quark, die

ich dem Teig hinzugegeben hatte. Ich war einer Empfehlung aus einem Online-Backforum gefolgt – *Kokosmakronen nach Omas Rezept, gelingt immer* –, die nun offensichtlich den entscheidenden Unterschied machte.

Schon am Tag zuvor hatte ich Schwarz-Weiß-Gebäck, Vanillekipferl und Engelsaugen gebacken, die die Kinder so liebten. Sobald die Makronen abgekühlt waren, würde ich sie in die Plätzchendosen legen, und dann konnte die Weihnachtszeit endlich kommen. An den Adventssonntagen kuschelten wir uns immer zu dritt auf die Couch, naschten Plätzchen, und ich las den Zwillingen Weihnachtsgeschichten vor. Obwohl Feline und Lennard schon elf waren, hielten wir an dieser kleinen Tradition fest. Vor ihren Freunden taten sie natürlich so, als würde ich sie an die Couch fesseln – doch die Art, wie sie beim Vorlesen immer näher rückten und sich irgendwann dicht an mich schmiegt, zeugte vom Gegenteil.

Ich gönnte mir eine zweite Makrone, so frisch vom Blech schmeckten sie am besten. Obwohl es erst früher Nachmittag war, war es schon dämmerig draußen. Oder *noch* dämmerig? An diesen Novembertagen in Hamburg hatte man manchmal den Eindruck, es wurde nie richtig hell. Doch während alle anderen über die Dunkelheit, die Kälte und Feuchtigkeit schimpften, liebte ich diese Jahreszeit. Was konnte es Schöneres geben als Plätzchenduft, flackernden Kerzenschein und diese ganz besondere Vorfriede, die nur in der Adventszeit überall in der Luft lag?

Wie jedes Jahr hatte ich mir die letzten Wochen des Jahres freigehalten. Als selbstständige Redakteurin war das möglich, auch wenn es bedeutete, dass ich die Einnahmen, die mir im Dezember fehlten, über das Jahr verteilt als Mehrarbeit

einkalkulieren musste. Doch das war es mir wert: Ich wollte in aller Ruhe durch die Geschäfte schlendern, Vorbereitungen für Heiligabend treffen und diese besondere Zeit des Jahres genießen. Bis vor ein paar Jahren hatte ich immer bis zum Tag vor Heiligabend gearbeitet, war wie ein aufgezogener Spielzeugsoldat durch den Dezember marschiert mit einer schier unendlichen To-do-Liste, harten Deadlines und einer Million Ansprüchen im Gepäck. Um dann wie auf Knopfdruck auf Besinnlichkeit, Ruhe und entspannte Familienzeit umzuspringen. Keine Ahnung, wie anderen das gelang, mir auf jeden Fall nicht. Nicht selten saß ich völlig erschöpft unterm Weihnachtsbaum und konnte das Fest nicht richtig genießen.

Nun musste ich nur noch diesen einen Artikel fertig schreiben, dann hatte ich es geschafft, und meine persönliche Wohlfühlzeit des Jahres würde beginnen. Doch dieser Artikel zog sich wie Kaugummi. Es war ein Bericht über die neue Straßensführung im Viertel, der in der kommenden Woche im Stadtmagazin veröffentlicht werden sollte. Eigentlich keine große Sache, die Informationen hatte ich bereits zusammengetragen, und normalerweise hätte ich nicht länger als zwei Stunden für den Text gebraucht. Doch nun saß ich schon seit Tagen daran, quälte mich von einem Satz zum nächsten, einer langweiliger und nichtssagender als der andere; aber was um alles in der Welt sollte man auch über eine neue Ampelschaltung und geänderte Vorfahrtsregeln Interessantes zu Papier bringen?

Während die Kinder über ihren Hausaufgaben brüteten, würde ich ebenfalls arbeiten. Ich war fest entschlossen, das Straßenverkehrsordnungsungetüm heute zu bezwingen. Der große Vorteil meines Jobs als freie Redakteurin war zwar, dass ich mir meine Zeit flexibel einteilen konnte (unbezahlbar,

wenn man alleinerziehend für zwei Kinder zu sorgen hatte). Doch manchmal lag genau darin auch die Schwierigkeit, und einige Aufträge zogen sich ewig.

Ich setzte mich an den Esstisch und klappte meinen Laptop auf. Doch statt mit dem Text zu beginnen, ließ ich meinen Blick aus dem Fenster zu den Altbauten gegenüber schweifen. Einige Wohnungen waren bereits weihnachtlich geschmückt: Glitzernde Lichterketten wanden sich um Balkongeländer, gelbe Herrnhuter Sterne schwebten in dunklen Fenstern, und vor meinem Lieblingscafé, das ich am Ende der Straße gerade noch so erkennen konnte, standen zwei kleine Tannen, die mit großen roten Kugeln geschmückt waren. Nie war Altona schöner als im Advent. Und jeden Tag bot der Blick aus unserer Wohnung etwas Neues. Es war wie in den Wimmelbüchern, die die Kinder früher so geliebt hatten, immer gab es etwas Interessantes zu entdecken. Gerade beobachtete ich eine Frau im Haus gegenüber, die Vogelfutter-Ringe im Tannengrün ihrer Blumenkästen befestigte, da klingelte das Telefon.

Es war das Festnetztelefon, was nur bedeuten konnte, dass ich entweder zufällig für eine Telefonumfrage ausgewählt worden war oder dass meine Mutter anrief. Niemand sonst benutzte diese Nummer noch, alle anderen hätten auf meinem Handy angerufen.

Ich ging zur Bücherwand, wo das Telefon auf der Station stand und sein vernachlässigtes Dasein zwischen Romanen, Bildbänden und Sachbüchern fristete.

»Borrmann?«, meldete ich mich.

»Rike! Ich soll dich anrufen?«

Also keine Telefonumfrage. Die Mitarbeiter vom Callcenter hätten mich wenigstens begrüßt.

»Was gibt es denn, Schätzchen?«

Das war meine Mutter Vally, wie ich sie kannte. Liebevoll, aber immerforsch voran, bloß keine Zeit mit Höflichkeiten verschwenden.

»Hallo, Mama. Nichts ist los. Ich wollte nur hören, wie es dir geht.« Am Morgen, kurz nachdem die Kinder zur Schule aufgebrochen waren, hatte ich versucht, meine Mutter in Husum zu erreichen. Als ich auf dem Festnetzanschluss keinen Erfolg gehabt hatte, hatte ich Vally eine kurze Nachricht geschickt:

Guten Morgen! Ruf mich mal an, wenn es passt! Kuss
und starte gut in den Tag.

»Schlechten Menschen geht's immer gut«, erklärte meine Mutter jetzt und lachte. »Aber in der Praxis ist wahnsinnig viel los. Wenn du nur schnacken willst, lass uns nachher telefonieren, ja?«

Im Hintergrund hörte ich Stimmen und nahm an, dass sie im Pausenraum der Kinderarztpraxis Dr. Bär war, wo sie seit fast dreißig Jahren als Arzthelferin arbeitete. In den Erkältungsmonaten zwischen Oktober und April machte meine Mutter fast täglich Überstunden. Früher schienen ihr die fordernden Dienste überhaupt nichts auszumachen, nach der Arbeit hatte sie Freundinnen getroffen, hatte sich zum Walking am Deich verabredet oder spontan beschlossen, das Wohnzimmer karminrot zu streichen. Doch mit ihren fast sechzig Jahren steckte sie die Anstrengungen heute nicht mehr so gut weg. Abends erreichte ich meine Mutter häufig nicht, weil sie vor dem Fernseher eingeschlafen war oder nicht ans Telefon ging, weil sie zu müde war und keine Lust hatte, zu sprechen.

»Eigentlich wollte ich wegen Weihnachten fragen«, kam ich deshalb gleich zur Sache.

»Was ist damit?«

»Willst du nach Hamburg kommen und mit den Kindern und mir feiern?«

»Das ist lieb von dir, Schätzchen.« Sie seufzte. »Aber ich feiere kein Weihnachten, das weißt du doch.«

»Auch dieses Jahr nicht? Jetzt, wo Papa ...«

Es war immer noch schwer, es auszusprechen. Weil es auch nach einem halben Jahr noch unbegreiflich und deshalb unaussprechlich war. Mein Vater Arno war im Mai völlig überraschend verstorben. Und ich konnte mich einfach nicht an diesen Gedanken gewöhnen. Die Tatsache, dass er nicht mehr da war, war noch immer unbegreiflich. Wie konnte das sein? Mein Vater, dieser große, starke Mann, mein Fels in der Brandung, mein Leuchtturm, derjenige, der immer für mich da gewesen war, der immer Rat wusste – einfach weg! Ausgelöscht wie ein Kerzenlicht. Noch immer bekam ich augenblicklich Herzrasen und ein Engegefühl in der Brust, wenn ich daran dachte.

In den Wochen nach seinem Tod hätte ich mich am liebsten irgendwo verkrochen und ausgeharrt, bis das Leben einsah, dass es einen dummen Fehler begangen hatte, Arnos Tod ein Irrtum war, und die Zeit einfach zurückschaltete, bis alles wieder so war, wie es sein sollte.

Doch das Leben blieb dabei, mein Vater war tot.

Und ich musste irgendwie weitermachen: Einkaufen gehen, damit wir etwas im Kühlschrank hatten. Hausaufgaben korrigieren, damit die Kinder in der Schule keine Probleme bekamen. Artikel schreiben, um Geld zu verdienen. Doch die Welt war eine andere. Wie ein dunkler Nebel hatte sich die

Trauer auf sie gelegt, alles war dumpfer, trister und langsamer geworden.

Anders bei Vally. Seit Arnos Tod war sie noch forscher und bestimmter.

»Das ändert nichts daran, dass ich kein Weihnachten feiere«, erklärte sie da auch schon. »Dieses ganze Gedudel und Geblinke ist mir zu blöd. Ich würde euch nur die Stimmung vermiesen. Außerdem habe ich überhaupt keine Zeit, zu verreisen. Ich muss den Umzug vorbereiten.«

»Welchen Umzug?«

»Na, meinen.«

»Deinen Umzug? Du ziehst um?«

»Habe ich dir doch erzählt. In die barrierefreie Wohnung am Hafen.«

»Du hast gesagt, dass du dir die Wohnung *angeschaut* hast. Und überlegst, dass es vielleicht eine gute Idee wäre, dich zu verkleinern.«

»Genau. Deshalb ziehe ich um.« Die Stimmen in der Praxis wurden lauter.

»Das heißt, es ist beschlossene Sache?«

»Sonst wäre die Wohnung weg gewesen.«

»Das heißt, es gibt schon ein konkretes Datum?« Ich spürte, wie mein Puls nach oben schnellte.

»Anfang Januar ziehe ich um.«

»Anfang Januar? Das ist ja schon in fünf Wochen!«, rief ich fassungslos.

»Jetzt mach kein Drama draus, Henrike. Ich hätte es dir schon noch erzählt.« Im Hintergrund hörte ich ein Kind weinen. »Wie gesagt, ich habe nicht viel Zeit. Aber die Entscheidung ist gefallen, und es gibt auch schon Interessenten für das

Haus. Es ist viel zu groß für mich allein«, erklärte sie. »Und zu dunkel war es sowieso schon immer. Auf den Garten habe ich keine Lust, das war Arnos Aufgabe. Außerdem strengt es mich an, immer mit dem Holzofen zu heizen, und überall diese Viecher, die aus dem Reet kriechen.«

Ich fühlte mich, als wäre ich mit Schwung gegen etwas sehr Großes, sehr Hartes gerannt. Was sagte meine Mutter da? Die alte reetgedeckte Fischerkate am Rand der Marsch war doch nicht dunkel, sondern gemütlich. Der Ofen nicht anstrengend, sondern urig. Und das Reetdach ein artenreicher Lebensraum für unzählige Moose, Flechten und Insektenarten, außerdem gelebte norddeutsche Tradition.

»Aber, Mama, wieso denn so schnell? Und wieso erfahre ich das so nebenbei?«

»Na, nun sag nicht, *DU* hättest hier einziehen wollen. Es gibt ja noch nicht mal zwei Kinderzimmer. So, ich muss jetzt wirklich aufhören.« Das Geschrei im Hintergrund war mehrstimmig geworden.

»Warte doch mal kurz. Ein Monat? Mama, das ist Irrsinn. Wie willst du es in der kurzen Zeit schaffen, das ganze Haus zu entrümpeln?«

»Ich habe einen großen Container kommen lassen. Man hat ja so viel unnützen Krempel, das meiste kann weg. Mit dem Keller bin ich schon fertig. So, nun aber wirklich. Wir reden später, Schätzchen, ja? Bis dann.«

Damit legte sie auf.

Langsam, sehr langsam ging ich zur Bücherwand. Stellte das Telefon zurück auf die Station. Drehte meinen Kopf und starrte auf das Blech mit den perfekten Kokosmakronen, das in der Küche stand.

Was passierte hier gerade?

War meine Mutter wirklich dabei, die Fischerkate zu verkaufen und die Erinnerungen an meine gesamte Kindheit in einem Container zu versenken?

Ich musste nach Husum.

Und zwar sofort.

 2. 

Willkommen zur Wiehnachtstied in Husum, begrüßte mich ein Banner, das über der vierspurigen Straße flatterte. Müde rieb ich mir die Augen und ließ meine angespannten Schultern kreisen. Vor mir erstreckte sich eine Karawane aus roten Rücklichtern, die sich nur im Schneckentempo vorwärtsbewegte. Als ich vor knapp zwanzig Jahren hier weggezogen war, gab es noch keine Rushhour in Nordfriesland.

Zwei Tage war der Anruf meiner Mutter her, und seitdem hatte ich keine ruhige Minute mehr gehabt. Am gleichen Abend hatte ich noch einmal mit Vally telefoniert und erfahren, wie ernst es ihr mit den Plänen war – offensichtlich türmten sich schon die Umzugskisten in meinem alten Kinderzimmer. Natürlich stritt meine Mutter ab, dass sie Hilfe bei den Umzugsvorbereitungen brauchte, und unterstellte mir, ich würde überreagieren. Doch es war offensichtlich, sie steuerte geradewegs auf eine Katastrophe zu.

Ich hatte mir den Kopf darüber zerbrochen, wie ich mein Leben in Hamburg mit der Rettungsaktion in Husum unter einen Hut bringen konnte. Allein wenn ich an das Arbeitszimmer meines Vaters dachte, das vollgestopft bis unter die Decke war, wurde mir mehr als nur mulmig zumute. Mit zwei, drei Besuchen in der Fischerkate wäre es bestimmt nicht getan.

Täglich nach Husum zu pendeln, war ebenfalls ausgeschlossen, dafür war der Weg zu weit. Letztendlich gab es nur eine Lösung: Die Zwillinge würden die verbleibenden knapp vier Wochen bis zu den Weihnachtsferien bei ihrem Vater, meinem Ex-Mann Moritz, und seiner Freundin Nicola verbringen. Und ich würde zu meiner Mutter in die kleine Fischerkate ziehen – mitten rein ins Auge des Orkans.

Ich hatte noch nie so viel Zeit allein mit meiner Mutter verbracht, und gerade jetzt, wo mein Vater nicht mehr da war, könnte es zu einer nervlichen Belastungsprobe werden. Meine Mutter war der einzige Mensch auf der Welt, der es schaffte, mich mit nur ein, zwei nebensächlichen Kommentaren zur Weißglut zu bringen. Doch ich würde mich hüten, in alte Muster zu verfallen. Schließlich war ich eine achtunddreißigjährige Frau, kein Kind mehr. Die Zeiten hatten sich geändert, ich war nicht mehr auf sie angewiesen. Ich würde mich auf das Wesentliche konzentrieren, Vally bei den Umzugsvorbereitungen unterstützen und ein paar Erinnerungsstücke vor der Mülltonne retten. Meine Mutter war schon immer gnadenlos gewesen, wenn es ums Aufräumen und Ausmisten ging.

Als alleinerziehende, berufstätige Zweifachmutter war ich organisatorische Herausforderungen gewohnt, doch die vergangenen achtundvierzig Stunden hatten mir einiges abverlangt. Immerhin hatte Moritz die Idee deutlich besser angenommen, als ich befürchtet hatte. Seine neue Frau freute sich offensichtlich über den unerwarteten Besuch der Kinder, und in langen Telefonaten hatte ich mit ihm die Termine für die nächsten Wochen besprochen, ihm aktuelle Essgewohnheiten, Abneigungen und unsere vereinbarten Bildschirmzeiten durchgegeben.

»Wir werden schon klarkommen, Henrike«, hatte er mich versucht zu beruhigen. »Sie sind doch nicht mehr klein. Außerdem sind sie jedes zweite Wochenende hier, wir kennen uns aus.«

Das stimmte. Trotzdem würden sie immer meine Babys bleiben. Und wenn ich jetzt daran dachte, dass ich sie fast vier Wochen lang nicht sehen würde, wurde mir augenblicklich das Herz schwer. Sobald die Ferien begannen, würden Feline und Lennard mit dem Zug nach Husum nachkommen, und wir konnten die Feiertage zusammen in der Fischerkate verbringen.

»Ist das wirklich in Ordnung?«, hatte ich sie ungefähr eine Million Mal gefragt. »Meldet euch sofort, wenn es Probleme gibt, ja? Dann komme ich zurück.«

»Alles easy, Mama«, hatte Lenny geantwortet, und Feline hatte versprochen, dass sie sich täglich melden würde.

Es fühlte sich vollkommen falsch an, die Vorweihnachtszeit ohne die Kinder zu verbringen. Aber es war die einzig praktikable Lösung, und ich hatte es jetzt so organisiert, dass für alle gesorgt war. Nur ich selbst fühlte mich wie durch die Schiffschraube der Elbfähre gedreht. Eine ruhige und besinnliche Adventszeit würde es für mich nun nicht geben.

Nach fast zweieinhalb Stunden Fahrt kam ich endlich im Fischermannskoog an, der Straße meiner Kindheit. Die Sackgasse war die letzte erschlossene Straße in der nordwestlich gelegenen Siedlung, hinter ihr erstreckte sich das weite Marschland – und wäre es heller gewesen, hätte ich in der Ferne den Deich sehen können.

Auch hier waren die Häuser weihnachtlich geschmückt.

Doch im Gegensatz zu Altona, wo das ungeschriebene Gesetz »weniger ist mehr« galt, man schmückte skandinavisch dezent und hanseatisch elegant, setzte man in den Vorgärten des Fischermannkoogs auf »mehr ist mehr«. Überall blinkte es bunt und hell. Bei den Prüggers entdeckte ich sogar eine lebensgroße Weihnachtsmannfigur, die sich aus dem ersten Stock abseilte. Hätte der Weihnachtsmann jemals die Erde erreicht, wäre er direkt auf einem riesigen aufblasbaren Schneemann gelandet, der fröhlich im Wind wackelte. Van de Pellts, die direkt im Haus daneben wohnten, hatten am Mast, der in ihrem Vorgarten stand, wie immer eine Weihnachtsmannflagge gehisst. Und bei Krokowskis auf der gegenüberliegenden Seite blinkten bunte Lichtschlangen in der Hecke.

Alle Häuser in der Straße waren geschmückt. Ich sah flackernde Schwebbögen auf Fensterbänken, pulsierende Lichternetze auf Büschen, Engel und Rentiere an Haustüren baumeln.

Dann kam endlich unser Haus in Sicht – die alte Fischerkate mit ihren roten Backsteinmauern, kleinen Sprossenfenstern, dem dicken Reetdach und der tiefgezogenen Traufe. Obwohl es das schönste Haus der ganzen Straße war, gab es hier keine einzige Dekoration. Keinen Stern, keine Kerze, keinen Türkranz. Gar nichts. Vally machte nicht mit, wie jedes Jahr. Obwohl ich es nicht anders erwartet hatte, stimmte mich die dunkle, stumme Fischerkate zwischen all den strahlenden, fröhlich blinkenden Häusern der Nachbarschaft traurig. Als wäre das Haus jetzt schon verwaist.

Ich nahm mein Gepäck und ging die kurze gepflasterte Einfahrt zum Haus hoch, meine Schritte wurden vom Moos gedämpft, das zwischen den Fugen wuchs. Ich legte den Kopf in den Nacken und begutachtete das Reetdach, das wie eine

struppige Perücke auf dem einstöckigen Backsteinhaus saß. Es musste dringend erneuert werden. Mein Vater hatte sich im letzten Jahr schon Angebote eingeholt, doch dann nicht mehr die Gelegenheit gehabt, sich darum zu kümmern.

Auch wenn das Dach in einem schlechten Zustand war und der Garten ein wenig mehr Aufmerksamkeit und Pflege benötigte, dieses Haus war noch immer ein Schmuckstück. Nicht selten hielten in den Sommermonaten Touristen auf dem Gehweg, um ein Foto zu machen. Die ehemalige Fischerkate hatte es sogar in einen Reiseführer über Husum geschafft.

Ich ging die zwei Stufen zum Eingang empor, drückte den kleinen Knopf neben der Tür und hörte das vertraute *Ding-dong*. Nach der langen, anstrengenden Fahrt freute ich mich auf die Wärme und Behaglichkeit des Hauses, auf eine schöne Tasse Tee und natürlich auf meine Mutter. Seit der Beerdigung hatten wir uns nicht mehr gesehen, und mein schlechtes Gewissen deshalb war gigantisch. Wir telefonierten zwar einmal in der Woche, und ich glaubte ihr nur zu gern, wenn sie mir erzählte, dass es ihr gut ging und sie wie zum Beweis Unternehmungen mit ihren Freundinnen und Nachbarn aufzählte. Doch die Wahrheit war, ich wollte gar nicht hinter die Fassade aus Geschäftigkeit und aufgesetzter Heiterkeit schauen. Hätte ich mich vorher hier blicken lassen, vielleicht hätte ich ihr den Verkauf des Hauses noch ausreden können.

Ich klingelte noch einmal, aber nichts passierte. Es war 16 Uhr 32, genauso, wie das Navi es vorhergesagt und ich es Vally angekündigt hatte.

»Wenn sich etwas ändert, melde ich mich noch mal«, hatte ich ihr erklärt, als ich in Hamburg auf die Autobahn gefahren war.

»Mach das, mein Kind.«

»Und du bist dann zu Hause?«

»Natürlich bin ich das.«

»Ich habe keinen Schlüssel mehr.«

»Das wäre ja auch noch schöner«, hatte Vally gelacht. »Ich bin doch keine Pension.«

Ich klingelte ein weiteres Mal, doch immer noch nichts. Keine Regung hinter den rot-weiß karierten Gardinen, die die unteren Fensterhälften verdeckten. Über den feuchten Rasen und durch die kniehohen Rabatten ging ich zum kleinen Sprossenfenster des Esszimmers neben der Haustür und stellte mich auf die Zehenspitzen: Unter der tief hängenden Korblampe sah ich eine aufgeschlagene Zeitung auf dem Tisch, zwei Tassen, ein Schälchen Kluntjes, die kleinen Zuckersteinchen, ohne die Vally weder Tee noch Kaffee trank, einen angebissenen Keks, und unter der Keramikkanne brannte eine Kerze im Stövchen.

»Mama?«, rief ich und klopfte an die Scheibe. »Bist du da?«

Sie war doch offensichtlich zu Hause. Sonst hätte sie keine Kerze brennen lassen. Andererseits ... Bei Vally wusste man nie.

Als mein Handy klingelte, erschrak ich so heftig, dass ich zusammenfuhr. Schnell kramte ich es aus der Handtasche. *Feline*, stand auf dem Display. Sofort war ich in höchster Alarmbereitschaft. Es war halb fünf. Feline sollte beim Tanzkurs sein. War die Stunde ausgefallen? Hatte sie ihren Bus verpasst? War sie verletzt? Sofort präsentierte mein Hirn mir eine ganze Palette an möglichen Katastrophen.

»Feline, was ist los?«

»Hey, Mama. Ich finde Lottl nicht.«

Erleichtert atmete ich aus. Lottl war das Lieblingskuschel-

tier von Feline. Ein kaugummirosa Axolotl von fragwürdiger Schönheit. Sie hatte es mir vor fünf Jahren bei einem Besuch im Münchner Zoo abgeschwatzt, und seitdem war es undenkbar, dass sie auch nur eine Nacht ohne Lottl verbrachte. Lennard bediente sich eines ganzen Arsenal an Kuscheltieren, und der Premiumplatz in seinem Arm wechselte häufig, doch für Feline war es immer Lottl.

»Hast du in der grünen Reisetasche geschaut?«

»Da ist sie nicht.«

»Wieso bist du nicht beim Tanzen?«

»Hatte keine Lust. Und Lottl ist weg.«

»Vielleicht ist sie in der großen Ikea-Tasche, in die ich dein Bettzeug gepackt habe?«

Es raschelte im Hintergrund, und eine Zeit lang sagte Feline nichts mehr. Dann hörte ich einen kleinen Freudenschrei.

»Hab sie! Danke, Mama.«

Ein Glück, unvorstellbar, dass ich mich für vier Wochen aus dem Staub machte und gleichzeitig Lottl verschwunden wäre.

»Bist du schon bei Oma?«, fragte Feline.

»Gerade angekommen.«

»Cool.« Wieder raschelte es im Hintergrund, und ich hatte den Eindruck, dass Feline abgelenkt war.

»Ist Lennard wenigstens beim Training?«

»Japp.«

»Habt ihr euch schon eingerichtet?«

»Mhm.«

»Und vertragt ihr euch?«

»Ja, Mama. Alles gut.« Sie klang nun sehr geschäftig.

»Hat es mit dem Bettbeziehen geklappt? Ich habe euch die flauschigen Laken eingepackt.«

»Ja, Mama, wir sind doch nicht allein hier.«

Ich biss mir auf die Lippe. Nein, das waren Feline und Leonard nicht. Aber sie waren zum ersten Mal für eine längere Zeit bei ihrem Vater Moritz und seiner neuen Frau Nicola, die zwar auch in Hamburg lebten, bislang aber vor allem durch ihre Qualitäten als Wochenend- und Freizeiteltern überzeugt hatten. *Nicci und Mo*, wie die Kinder sie nannten, waren die coolen, die lustigen, die crazy Eltern, die mit Feline und Leonard spontan an einem Freitagnachmittag in den Freizeitpark fuhren, für die Tickets so viel Geld ausgaben, wie ich für zwei Wochen Lebensmittel einkalkulierte, und fünfmal hintereinander die wildeste Achterbahn mit ihnen fuhren.

Einen echten Alltag hatte Moritz mit seinen Kindern schon seit sechs Jahren nicht mehr erlebt, und ich war mir nicht sicher, dass er dieser Aufgabe gewachsen war. Schule, Hobbys, Verabredungen, Arzttermine – das Leben von zwei Elfjährigen zu managen, war nicht ohne.

»Ist noch was, Mama?«

»Nein, mein Schatz. Ich melde mich später wieder, ja? Und grüß deinen Bruder.«

»Mama ...!« Ich konnte ihr Augenrollen förmlich hören.

»Hab dich lieb.«

Bevor sie wieder genervt antworten konnte, legte ich auf und steckte das Handy in meine Jackentasche.

Ich klingelte noch einmal an der Tür, doch es tat sich nach wie vor nichts. Also stellte ich meine Reisetasche ab, umrundete das Haus und ging in den Garten. Auch hier war der Rasen fast kniehoch, überall lag Laub, und ein Ast des Ahorns hing beängstigend tief. Die Fenster des Elternschlafzimmers im Erdgeschoss waren dunkel. Ich ging nah an die Scheibe,

konnte aber nichts Ungewöhnliches erkennen. Das Doppelbett war gemacht, die Patchwork-Tagesdecke lag ordentlich umgeschlagen am Fußende, auf dem rechten Nachttischchen lagen ein paar Zeitschriften, ein Glas Wasser stand daneben, eine Cremetube und etwas, von dem ich annahm, dass es eine angebrochene Tafel Schokolade war.

Der rechte Nachttisch war leer. Da, wo sich sonst immer mindestens drei Biografien bekannter Sportler oder Politiker stapelten, herrschte gähnende Leere. Der Gedanke, dass meine Mutter die Bücher meines Vaters schon weggegeben hatte, traf mich unvorbereitet heftig.

»Wollen Sie einbrechen?«, rief da plötzlich eine vertraute Stimme. »Da haben Sie sich aber einen ganz schlechten Zeitpunkt ausgesucht. Ich finde selbst nichts wieder.«

»Mama!«, erleichtert fuhr ich herum und versuchte zu erkennen, woher die Stimme kam.

Schließlich entdeckte ich meine Mutter im Garten der Nachbarn. Als kleine dunkle Gestalt, nur ihre wirren, mittlerweile schlohweißen Locken hoben sich von der Dunkelheit ab.

»Was tust du da?«, rief ich ihr entgegen.

»Was tust DU da, ist doch wohl eher die Frage?«

»Ich habe mir Sorgen gemacht! Weit und breit keine Spur von dir, und auf dem Tisch brennt eine Kerze. Ich dachte, es wäre etwas passiert.«

»Ach Schätzchen!« Vally lachte. »Besorgt wie eh und je.«

»Bist du das, Henrike?«, fragte nun auch eine zweite Gestalt, die neben meiner Mutter aufgetaucht war. Es war Ilse-Marie Krokowski, Vallys Nachbarin und beste Freundin.

Die beiden setzten sich in Bewegung, kamen, kichernd und untergehakt wie Schulmädchen, den Rasen entlang, schlüpfen

durch eine Lücke in der hüfthohen Buchenhecke, die die beiden Grundstücke trennte, und standen dann leicht schwan-
kend vor mir. Beide trugen Jogginghosen, dicke Strickjacken,
Botten an den Füßen, wie die klobigen Plastikgartenschuhe
hier genannt wurden, und waren offensichtlich nicht mehr
ganz trittsicher.

»Willkommen zu Hause!« Meine Mutter zog mich in eine
feste Umarmung, nur um mich Sekunden später von sich weg-
zuschieben und mich kritisch zu beäugen. »Was ist mit deinen
Haaren?«, fragte sie entsetzt.

Reflexartig zupfte ich an einer Haarsträhne, als ob ich sie
damit in die Länge ziehen könnte. Seit vorletzter Woche trug
ich sie kurz, sehr kurz, Pixie-Cut-kurz. Und ich wusste auch
noch nicht so recht, was ich von dieser Frisur halten sollte. Ich
hatte gehofft, dass sie mich jünger und frischer aussehen ließ.
Nun musste ich mir aber eingestehen, dass ich mich ziem-
lich nackt auf dem Kopf fühlte. Außerdem hatte ich gedacht,
dass eine Kurzhaarfrisur praktisch sei. Stattdessen musste ich
meine Haare nun jeden Morgen waschen und in Form föhnen,
sonst sahen sie aus wie ein Heuhaufen.

»Vorher hat es mir besser gefallen«, urteilte meine Mutter.
»So halblang und durchgestuft.«

»Sie wachsen ja wieder«, verteidigte mich Ilse-Marie und
umarmte mich nun ebenfalls. »Das ist ja eine Ewigkeit her,
Henrike. Ida wird sich freuen, dass du hier bist. Ich sag ihr
gleich Bescheid. Dann könnt ihr einen Tee trinken und ein
bisschen klönen. Vielleicht am Dienstag? Da hat sie ihren kur-
zen Tag.«

Ich musste mir einen Kommentar verkneifen und lächelte.
Da war man fast vierzig, und die Mütter im Fischermanns-

koog fühlten sich immer noch berufen, die Verabredungen ihrer Töchter zu organisieren.

»Ich melde mich bei ihr«, antwortete ich diplomatisch und trat von einem Bein aufs andere.

Ilse-Maries Blick wanderte an mir hinab. »Das Kind hat ja ganz nasse Füße«, stellte sie besorgt fest. »Rein ins Warme mit euch«, befahl sie. »Mit Hackengas!«

 3. 

Im Wohn-Esszimmer mit der niedrigen Holzbalkendecke war es gemütlich warm, und hinter der verrußten Scheibe des Kaminofens glomm noch ein kleines Häuflein, das meine Mutter nun durch energisches Stochern mit dem Feuerhaken, Pusten und Holzauflegen wieder entfachte.

»Wir hatten Tee mit Rum«, erzählte sie. »Erst waren wir hier, dann ist mir der Rum ausgegangen, und wir saßen noch eine Weile drüben bei Ilse-Marie und Manni.«

Ich ließ mich auf der Eckbank nieder, die seit jeher mein Stammplatz war. Hier drinnen sah es aus wie immer – bis auf die zwei großen Kartons, die im Durchgang zwischen der Küche und dem Esszimmer standen.

»Willst du was essen? Hast du Hunger?« Meine Mutter öffnete den Kühlschrank und zählte auf, was sie im Angebot hatte. »Rührei vielleicht? Spiegelei, ein hart gekochtes Ei? Oder ein Bauernfrühstück, nur ohne Kartoffeln?«

Vallys Kochkünste hatten sich schon immer auf die Grundlagen beschränkt. Meine Schulkameraden wurden zu Hause von ihren Müttern mit Buletten, Nudelauflauf oder Kartoffeln mit Sahnehering erwartet. Ich hingegen fand im Kühlschrank einen Teller mit belegten Grinsebroten, wie Vally sie nannte. Käsebröte mit Tomatenaugen, saure Gurkenmünder, Schnitt-

lauchhaare. Meine Eltern mussten meistens arbeiten, und so saß ich nach der Schule allein auf dieser Eckbank, verputzte immer zuerst die Tomatenaugen, damit das Grinsebrod den Rest nicht mit ansehen musste, und las in einem meiner Bücher mit den Pferdegeschichten.

»Danke, ich hab keinen Hunger«, erklärte ich jetzt. Wohlweislich hatte ich mir noch ein belegtes Brot für die Fahrt gemacht und einen Apfel aufgeschnitten, damit ich nicht hungrig in Husum ankommen würde. »Aber ein Tee wäre schön.«

Vally setzte Teewasser auf und stellte eine Packung Kekse auf den Tisch. Bald schon brodelte es im Kessel, und sein schräger Pfiff tönte durchs Wohnzimmer. Dieses Geräusch war immer mein Wecker gewesen. Wenn ich morgens in meinem Bett oben unter der Dachschräge das Pfeifen des Teekessels hörte, wusste ich, dass meine Eltern wach waren, ein Feuer im kleinen Kaminofen brannte, die Küche nach frischem Tee duftete und der Tag begann.

»Wie weit bist du schon?«, fragte ich mit Blick auf die großen Kartons.

»Heute ist die Küche dran«, erklärte Vally und goss den Tee auf. »Ich habe viel zu viel Geschirr und Töpfe und Küchengeräte und Dinge, von denen ich selbst nicht weiß, wofür sie eigentlich da sind. Ich werde das alles spenden. Bestimmt gibt es jemanden, der sich darüber freut.« Sie streckte sich, griff in das Fach über dem Herd und holte einen kleinen geflochtenen Weidenkorb hervor.

»Oh, das Eierkörbchen«, entfuhr es mir. »Das hatte ich schon ganz vergessen.«

Darin hatten wir beim Sonntagsfrühstück immer die Siebenminuteneier warm gehalten. Und Papa hatte bei jedem,